

arbeitet. Doch mit seinem „Club der toten Dichter“ ist Weir, den eine fatale Neigung zu David-Hamilton-Kitsch plagt, beim Kunstfilm angelangt; sein neues Werk ist ein K 2 an hilfloser Verlogenheit.

Sein Film spielt angeblich 1959, als Elvis Presley längst seine Karte abgegeben hatte, aber Mamas Lieblinge („Vergeiß nicht, dich grade zu halten!“) scheinen noch nichts von der neuen Zeit gehört zu haben. Weir geht es auch gar nicht um die Wahrheit, sondern um seine wie immer schönen Bilder. Ihnen zuliebe schwindelt er einem geschichtsstüchtigen Publikum eine Jugendzeit vor, die es so weltfremd nicht einmal im hintersten Alabama gegeben haben kann.

John Keating (Robin Williams), der neue Englischlehrer, verdirbt den Charakter der 17jährigen Streber, verformt sie zu Freidenkern. Vor der Karriere als Arzt, Anwalt oder Banker sollen sie, ganz klassisch, „den Tag nutzen“ und noch schnell zusammen mit Henry David Thoreau und ihm „das Mark des Lebens aussaugen“. Den einen drängt es zur Bühne, ein anderer will schreiben, ein dritter in Ruhe basteln, ein vierter, einer muß ja schließlich den Deppen und späteren Judas machen, will möglichst umstandslos gute Noten einsammeln.

Mr. Keating verführt seine Schüler mit Gedichten, mit Walt Whitman und Tennyson. Bei Neil Perry (Robert Sean Leonard) hat er den größten Erfolg: Der darf den Puck im „Sommernachts-traum“ spielen. Mit den anderen gründet er einen Club der toten Dichter, wo sie einander Verse vorlesen und Klamauk veranstalten. Dem Triumph folgt, was sonst, die Tragödie. Weil ihm der Vater das Theater verbietet, da es ihn vom Studium ablenke, bringt Neil sich um. Sein Selbstmord ist zum Sterben schön als freikörperkultureller Akt inszeniert; Weir drückt ihm sogar eine Dornenkrone aufs Haupt.

Dieses erlesen fotografierte Rührstück könnte nicht weiter entfernt sein von den sommerüblichen High-School-Klamotten, in denen der erwachende Trieb von pickligen Schweinepriestern mit dem Raub eines BHs befriedigt wird. Aber ebenso groß ist der Abstand zur Wirklichkeit, die doch erst 30 Jahre zurückliegt. Die ist in einer handelsüblichen Klamotte wie „Zurück in die Zukunft II“ weiß Gott sorgfältiger rekonstruiert.

Die Untersuchung nach dem Tod des Schülers entlarvt den Lehrer als Schuldigen. Seine Zöglinge verraten ihn; Karriere geht vor. Zum Abschied dürfen sie dem Verführer eine stehende Ovation darbringen: Der inzwischen zerschlagene Club der toten Dichter steht auf seinen Pulten und weiß nicht weiter. Und der Film ist aus.

Willi Winkler

New Yorker Durststrecken

„Family Business“. Spielfilm von Sidney Lumet. USA 1989; 114 Minuten; Farbe.

Sidney Lumets Revier ist das große, weite New York, wo er wie kein zweiter Regisseur auf die Ethno-Pirsch in diesem Schmelztiegel geht, in dem die Einwanderer wie durch ein Wunder noch Europäer und schon New Yorker sind und beides auch Generationen lang bleiben.

Diesmal, in „Family Business“, hat sich Lumet, 66, ein bißchen viel auf einmal vorgenommen: Großvater ist Ire, seine Kumpels sind die Haudegen der

als bei Woody Allen, weniger authentisch als süßlich: Durch die Kamera lächelt der Regisseur den Figuren zu, anstatt ihre Komik und Eigenart scharf ins Visier zu nehmen.

Aber mit den ethnischen Gruppen hat der Film noch nicht genug, und so ist er auch noch eine Ganovenkomödie mit Opa als unverbesserlichem Rückfalltäter (ein Gauner mit Herz), mit Papa, der sich ehrlich gemacht hat, weil Opa als Krimineller so anstrengend war, und mit dem Sohn, der (Protest gegen Papa) lieber ein Ding drehen will als langweilig seiner Karriere entgegenzustudieren. So baldowert er eine Sache aus, todsicher und mit einer Mio in Aussicht, und natürlich geht alles schief, weil der Jüngste Mist baut. Für Opa endet die Sache im Knast tragisch, er stirbt.

Der Film stirbt aus anderen Gründen. Denn „Family Business“ ist auch noch



Lumet-Film „Family Business“: Drei Generationen beim Klauen

Pinten in der Lower East Side; der Zufall entscheidet, ob sie Ganoven oder Polizisten sind, und wenn sie gemeinsam auf einer Beerdigung singen und saufen, spielt das auch gar keine Rolle.

Vater ist Italiener (da Opa eine Italienerin geheiratet hat), verkauft Fleisch und schreibt das Wort Familie so groß, daß es als Drohung über dem Sohn schwebt.

Der Sohn, Stipendiat am berühmten MIT (Massachusetts Institute of Technology, der Kaderschmiede der Naturwissenschaftler) und nach New York zurückgeflohen, ist durch seine Mutter Jude und betet bei den Großeltern zum Passahfest in hebräischer Sprache, während sein Papa nur verlegen in den jüdischen Bräuchen herumsteht.

Das ist ziemlich viel Großstadt-Folklore auf einmal, und leider ist sie, anders

* Mit Matthew Broderick, Sean Connery, Dustin Hoffman.

ein Starfilm. Sean Connery, selber Schotte, spielt den irischen Opa, Dustin Hoffman seinen italienischen Sohn und Matthew Broderick den jüdischen Enkel. Aber wie sie spielen, sind sie alles andere als verwandt, denn Connery zwinkert seine Rolle lustig und listig an, Dustin Hoffman gibt seine ganze Kunst (nie hat er sich so tief ins Flache eingewühlt), und der smarte Broderick zeigt die glatten Kinokünste, wie sie offenkundig an modernen Actors' Studios gelehrt werden, er spielt den lieben Jungen mit dem leicht rebellierenden Blick.

Daß da drei Stars alle Mittel ausgiebig und zeitraubend gegeneinander auffahren, bringt die Gaunerkomödie zum Erliegen. Obwohl in dem Film, nach irischem Brauch, viel getrunken wird, besteht er vorwiegend aus Durststrecken. Die aber verlaufen authentisch durch New York.

Hellmuth Karasek